

Das Buch für Alle



Illustrierte Familienzeitung

Chronik der Gegenwart

Siebenundvierzigster Jahrgang

1912



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Was unter dem Bett war.

Ein Ferienabenteuer. Von H. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

Braunau in Böhmen, den 12. Juli.

Liebe Lotte!

Freiheit — Freiheit — goldene Freiheit! Frei und ungebunden radle ich in der Weltgeschichte umher und fühle mich hoch erhaben über die Alltäglichkeit des Daseins. Du würdest Deine Base Martha nicht wiedererkennen, so braungebrannt bin ich, und so räuberhaftig sehe ich aus. Nun bin ich zehn Tage unterwegs, eigentlich ohne Ziel und Plan; den ganzen Tag auf meinem treuen Rade, das gleichzeitig die schmale Tasche mit meinen notwendigsten Reisebedürfnissen trägt. Welch eine Wonne, nicht an Zeit und Ort gebunden zu sein! Wenn ich früh mich auf mein Stahlroß schwingte und losstrampelte, weiß ich noch nicht, wo ich abends mein Haupt hinlegen werde. Ich weiß nicht einmal, wo ich mein Mittagmahl zu mir nehmen soll. Ich fahre aufs Geratewohl drauf los. Die Straßen sind prächtig, aber es gibt auch Seitenpfade, und die sind die interessantesten. Hier in den Bergen weiß man niemals, wo man hinkommt, und es gibt eine fortgesetzte Spannung. Wenn man so ein bißchen Herz klopfen beim Reiten hat, so ist das was sehr Schönes, und ein wenig Aufregung ist auch für das Herz gesund.

Ich bin heute frühzeitig von Nachod aufgebrochen, bin über den nordwestlichen Teil des Heuscheuergebirges gefahren, hatte herrliche Aussichten nach links auf das Riesengebirge, nach rechts auf die Heuscheuer, und sitze nun auf der Veranda des Hotels in Braunau, um Dir zu schreiben, liebe Lotte, und Dir einige Vorwürfe zu machen.

Allerdings, Du wirst sagen, Du seist unschuldig. Aber Du hast, ohne es zu ahnen, an mir einen schmählischen Verrat geübt, und zwar dadurch, daß Du der Tante Werner meinen Reiseplan und meine Adresse verraten hast. Als ich hier auf dem Postamt nach lagernden Briefen für mich fragte, erhielt ich Deine lieben Zeilen, gleichzeitig aber einen Brief von Vetter Georg Werner, in dem eine Einladung, um nicht zu sagen ein Befehl stand, mich sofort in Friedland einzustellen. Tante Werner und Vetter Georg machen einen Automobilausflug und erwarten mich mit ihrem Kraftwagen in Friedland, um von dort mit mir nach Abersbach und Weckelsdorf, nach dem berühmten Felsenlabirinth, zu fahren. Nun, sie werden sich ohne meine Gesellschaft behelfen müssen. Fünf Tage köstlicher Freiheit habe ich noch vor mir; dann sind meine Ferien zu Ende, und diese fünf Tage will ich auskosten. In diesen fünf Tagen will ich meine eigene Herrin sein und mich nicht nach dem Willen von Tante und Vetter richten. Die Tante ist ja lieb und gut, aber sie läßt sich zu sehr von ihrem Sohn beherrschen.

Ich müßte zwar lügen, wenn ich sagen wollte, Vetter Georg wäre mir unsympathisch; aber er ist so entsetzlich pedantisch! Er ist Staatsanwalt auch außerhalb des Gerichts, er ist so vorsichtig, ich möchte sagen leisetreterisch, daß er den diametralen Gegensatz zu meiner Vorliebe für das Ungebundene und für die goldene Freiheit bildet. Nein, ich werde nicht nach Friedland hinüberfahren. Ich brauche ja den postlagernden Brief nicht empfangen zu haben. Ich brenne durch, ich gehe anstatt nach Nordwest nach Nordost in einem großen Bogen nach Gottesberg, und von dort setze ich meine Fahrt nach Kupferberg und Hirschberg fort. Es kommt mir nicht auf einen Umweg von dreißig bis fünfzig Kilometer an. Ich bin jetzt, sportmäßig gesprochen, derartig „in Form“, daß mir eine Stunde angestrengten Radfahrens mehr oder weniger gar nichts ausmacht.

Du wirst mich natürlich nicht verraten, denn Tante Werner und Vetter Georg wären über mich sehr ärgerlich, wenn sie wüßten, daß ich ihnen durch die Lappen gehe. Aber Du kennst meinen Freiheitsdrang, Du weißt, daß ich nur deshalb den Beruf einer Lehrerin ergriffen habe, obgleich ich es gar nicht nötig hätte, um nicht an das Haus gefesselt, sondern um durch meinen Beruf ein wenig frei zu sein. Ist es nicht töricht, daß bei uns die Frau erst durch die Heirat einigermaßen frei wird, und auch dann nur in beschränktem Maße? Du weißt, ich gehöre nicht zu den Frauenrechtlerinnen, die die Weltordnung umstürzen wollen; aber eine Zeit im Jahre, die goldene Ferienzeit, will ich wenigstens nach meinem Geschmack verleben und die harmlose Ungebundenheit genießen, die einer radelnden Jungfrau doch einigermaßen gewährt wird.

Die Gegend ist, wie ich Dir schrieb, herrlich, die Menschen gutmütig, lebenswürdig und harm-

los. Dabei gongle ich eigentlich fortwährend in zwei verschiedenen Staaten herum. Täglich kreuzt man die böhmisch-schlesische Grenze. Bald ist man in Preußen, bald in Österreich. Frühstück nimmt man noch in Österreich, ist für die Kellner „Euer Gnaden“ und zahlt in Kronen und Hellern; zwei Stunden später speist man in Preußen, heißt bei den Kellnern „gnädiges Fräulein“ und zahlt in Mark und Pfennigen. Hin und wieder wird man von einem preußischen Grenzbeamten oder einem österreichischen Finanzwächter angehalten; aber nur ein einziger hat mich bisher gezwungen, die Tasche, die am Gestell meines Rades befestigt ist, zu öffnen, um sie auf „Steuerbares“ zu untersuchen.

Ich habe meine Spuren zu verwischen gesucht. Es ist köstlich, die Rolle der Verfolgten zu spielen und sich ein wenig Gemütsbewegung dabei zu machen. Ich habe dem Kellner gesagt, daß ich von hier nach Friedland fahre, damit die lieben Verwandten, besonders Vetter Georg beim Nachforschen mir nicht auf die Spur kommen. Mit meinem rotblonden Haar bin ich ja so leicht zu erkennen; diese Haarfarbe ist ein Steckbrief, der bald auf meine Spur führen kann. Ich fahre also entweder nach Neurode, nach Waldenburg oder nach Schweidnitz. Nach Charlottenbrunn traue ich mich nicht. Von da nach Friedland ist es für einen Kraftwagen sehr nahe, und ich könnte dort den lieben Verwandten direkt in die Hände laufen.

Lebe wohl, liebe Lotte. Noch fünf Tage habe ich — fünf freie, goldene Tage! In acht Tagen ist wieder bei Dir Deine Martha.

Als Martha König diesen Brief vollendet hatte, machte sie ihn fertig zum Absenden, ließ sich von dem dienstfertigen Kellner eine Briefmarke geben, bezahlte ihre Rechnung und nahm das Rad an die Hand, um es bis zur Post zu schieben. Vor der Post traf sie einen lebenswürdigen Eingeborenen, einen älteren Mann, den sie um den Weg nach Schweidnitz fragte und von dem sie bereitwillig Auskunft erhielt. Er riet ihr nur, vor Wüstegiersdorf acht zu geben, weil dort mehrere Straßen sich kreuzten.

Nachmittags gegen vier Uhr schwang sich Martha am Ausgange der Stadt wieder auf ihr Rad und schlug die Richtung nach Nordost ein.

Die Fahrt war herrlich. In der Vollkraft und Fröhlichkeit ihrer dreißigjährigen Jahre erschienen Martha die Welt und das Dasein um rosigsten Lichte. Sie konnte eine heimliche Freude nicht unterdrücken, daß sie ihren Verwandten durchgekannt war. Aber sie errödete doch ein wenig, wenn sie daran dachte, daß sie ihrer Base nicht die volle Wahrheit gesagt hatte. Es war nicht allein der Drang, für die noch verbleibenden fünf Ferientage sich frei zu bewegen, sondern auch ein wenig Furcht vor dem Zusammentreffen mit Vetter Georg. Der hatte in letzter Zeit sehr eifrig mit Martha korrespondiert, und der Ton seiner Briefe war immer wärmer und herzlicher geworden; Martha vermutete, wenn Georg mit ihr zusammenkam und allein mit ihr war, würde er eine gewisse Frage an sie stellen. Sie vermutete das, sie fürchtete es, sie hoffte es. Sie hatte den Vetter Georg sehr gern. Er war zwar ein pedantischer, aber deshalb auch pflichtgetreuer, zuverlässiger, ehrenhafter und lebenswürdiger Mensch. Indes, Martha hatte wirklich noch keine Lust, sich jetzt schon binden zu lassen. Sie hätte sich gar zu gern noch ein, zwei Jahre mit den kleinen Mädchen in ihrer Klasse beschäftigt. Der Beruf als Lehrerin machte ihr so viele Freude, gewährte ihr so reiche Befriedigung, daß schon der Gedanke, ihn aufgeben zu müssen, ihr wehe tat.

Jetzt ging's bergauf, und zwar so steil, daß Martha abpringen und ihr Rad schieben mußte. Schwitzend hatte sie die Höhe des Berges erreicht, und der Weg führte nun so steil bergab, daß eine Warnungstafel für Radfahrer ebenfalls das Aufsitzen verbot. Es hatte in der Nacht geregnet, und der Staub auf der Straße war dadurch gefestigt. In flottem Schritt, das von selbst bergab rollende Rad nur mit der Rechten haltend und lenkend, stieg Martha zu Tal.

Plötzlich öffnete sich links vor ihren Augen ein schmales Seitental, durch das ein Bach floß. Ein schmaler Weg, mehr ein Fußpfad als eine Straße, begleitete diesen Bach.

Martha zog ihren Kompaß zu Rate und beschloß aufs Geratewohl diesen Seitenpfad einzuschlagen. Das war ja eben das köstliche, daß man nicht wußte, wohin man auf solchen Seitenpfaden gelangte. blieb sie auf der Straße, dann wußte sie ganz genau, wohin sie kam. Aber auf Pfaden dahinzu radeln, von denen man nicht weiß, wohin sie führen, das war eben das Originelle, das Abenteuerliche an dieser Ferienfahrt.

Wohl eine halbe Stunde fuhr Martha an dem plätschernden Bach entlang, ohne daß das Tal sich öffnete.

Das Ufer zur Rechten ging sogar in eine steile Felswand über, an der sich zwar noch ein notdürftiger Pfad fand, der indes so mit Geröll bedeckt war, daß Martha wieder absteigen und das Rad führen mußte. Sie war überzeugt, nach kurzer Zeit würde sie schon wieder auf guten und gebahnten Weg kommen. Es war erst sechs Uhr, freilich zwischen den Felsenwänden wurde es früh dunkel.

Plötzlich war der Weg überhaupt zu Ende. Der Bach machte eine Biegung, und um die Felsecke herum, an der der Weg aufhörte, gab es keinen Platz zum Weitergehen. Aber Martha entdeckte im Bach eine Anzahl von Steinen, die dort gelagert

waren, damit man das Wasser überschreiten konnte. Sie nahm ihr Rad auf die Schulter, und von Stein zu Stein springend kam sie glücklich auf das andere Ufer. Hier gelangte sie wieder in eine Art Seitental, aus dem ein Bächlein herauskam. Auch in diesem lagen Steine, so daß man auf das andere Ufer hinüber konnte, und hier führte ein deutlich erkennbarer, wenn auch nicht befestigter Weg durch den Wald bergauf.

Einen Augenblick stand Martha überlegend und in ihren Entschlüssen schwankend da. Sollte sie aufs Geratewohl weitergehen, oder sollte sie zurück? Dieser Rückmarsch hielt sie sehr auf, und es schien ihr wenig sportmäßig, bei dem ersten Hindernis die

Fahrt aufzugeben. Es befand sich hier ein Weg, der doch von irgendwelchen Menschen benützt wurde, und auf dem mußte sie doch wieder auf eine gefestigte Straße, vielleicht auch in eine Ortschaft kommen.

Sie bestieg ihr Rad, aber mit dem Fahren mußte sie bald wieder aufhören. Den Weg versperrten Wurzeln, manchmal gab es auch recht tiefe Löcher. Der Weg wurde enger und verlor sich schließlich in ziemlich hohem Holz. Doch Martha sah eine Richtung, zu der sie sich durcharbeitete. Hier fand sie einen verlassenen Steinbruch. Die ganze Richtung war mit Steingeröll bedeckt, so daß kaum ein Gräschen wuchs. Aber wo ein Stein-

bruch war, da mußte es auch eine Fahrstraße geben, auf der die Steine fortgeschafft wurden.

Martha brauchte nicht lange zu suchen, um diese Straße zu finden. Sie war aber wohl seit langer Zeit nicht befahren worden.

Endlich konnte sich Martha wieder aufs Rad schwingen und den Weg verfolgen. Nun hatte sie doch sichere Aussicht, auf irgend eine Hauptstraße zu gelangen. Der Weg ging ziemlich unregelmäßig bald nach dieser, bald nach jener Richtung, mit zum Teil scharfen Kurven, abwärts durch den Bergwald.

Es wurde schon dunkel, und als Martha nach ihrer Uhr sah, entdeckte sie, daß es in der achten Stunde war, die Sonne also ein Recht hatte unterzugehen. Jetzt stiegen doch Bedenken in Martha auf. Sie hatte vier Stunden Zeit verloren und befand sich jetzt in einer Gegend, die ihr gänzlich unbekannt war und aus der es vorläufig keinen Ausgang für sie gab. Nun, noch war nichts verloren, wenn sie nur die Hauptstraße bald erreichte.

Kräftig trat Martha in die Pedale, und wenn das Rad auch manchen gewaltigen Sprung machte, der die Gummireifen auf eine harte Probe stellte, so kam sie doch rasch vorwärts.

Plötzlich gab es einen lauten Knall. Martha stieß einen Schrei aus, und dann flog sie mit ausgebreiteten Armen vorn über das Rad hinaus. Ein Stein, der wahrscheinlich von einem der Wagen, die vom Steinbruch herunterkamen, während der Fahrt herabgefallen war, lag im Wege. Gegen diesen war das Rad gefahren, die vordere Pneumatik war geplatzt, und Martha war durch das plötzliche Anhalten vornübergestürzt.

Sie empfand einen stechenden Schmerz am rechten Fuß, war aber von dem Fall so betäubt, daß sie sich erst einen Augenblick besinnen mußte, ehe sie die ganze Größe ihres Unfalls übersah. Sie faßte nach ihrem rechten Bein und entdeckte Blut daran, das ziemlich heftig aus einer Fleischwunde floß. Ein abgefallener Ast hatte am Boden gelegen, und

ein vertrockneter, schräg stehender Zweig, oben abgebrochen, hatte eine Rißwunde in der Nähe des Schienbeins verursacht, die stark blutete.

Martha nahm ihr Taschentuch und machte sich damit einen flüchtigen Verband. Dann sah sie nach ihrem Rade, dessen Zustand sie allerdings mehr mit den Händen als mit den Augen feststellen konnte; denn es war jetzt fast vollkommen finster. Die Pneumatik war nicht nur geplatzt, sondern das Vorderrad war auch vollständig verbogen. Nicht einmal schieben konnte Martha das Rad.

Sie nahm es seufzend auf die Schulter und stieg jetzt weiter bergab. Sie fühlte, daß das Blut aus ihrer Wunde wieder zu fließen begann und suchte durch festeres Zusammenschnüren des Notverbandes die Blutung zu stillen.

Noch immer hatte sie den Weg unter den Füßen, denn den durfte sie nicht verlieren, wenn sie nicht in die Gefahr geraten wollte, abzustürzen.

Die Schmerzen an dem verletzten Fuß nahmen

Hause eines Schmugglers oder einer ganzen Schmugglergesellschaft.

Marthas Herz fing an wieder stärker zu klopfen. Die törichte Angst wegen der Leiche war geschwunden; aber jetzt kam die Besorgnis wegen der Gefahr, in der sie sich befand. Wehe ihr, wenn die Schmuggler entdeckten, daß sie um ihr Geheimnis wußte, wenigstens um eines ihrer Geheimnisse! Schmuggler sind ja sonst keine Totschläger oder Räuber; aber aus verschiedenen Schmugglergeschichten, die Marthagelesen hatte, wußte sie doch, daß sich solche Leute mit der Waffe in der Hand zur Wehr setzen, wenn sie sich entdeckt glauben.

Nein, die Leute durften nicht merken, daß das Bett abgerückt worden war, daß Marthagelesen hatte, was darunter stand. Sie mußte das Bett wieder nach der Wand zurückbringen, an der es vorher gestanden hatte.

Kaum war sie damit fertig, so verlösch die Lampe.

Martha streckte sich auf das Bett nieder und dachte: „Nun komme, was da wolle. Die Leute werden mir hoffentlich nichts tun, denn sie haben ja von mir keinen Verrat zu befürchten. Sollte jemand ins Zimmer treten, so kann ich sofort aufspringen, da ich angekleidet bin, und Wachsreichhölzer habe ich in der Tasche, so daß ich sofort Licht machen kann. Nein, man wird mir nichts tun. Die Leute sind froh, wenn sie vor Entdeckung sicher sind. Nun kann ich mir auch das Benehmen der Frauen erklären. Die Männer sind fort, gewiß zu einem Schmugglerzug, und werden ungehalten sein, wenn sie zurückkehren und erfahren, daß ein Gast im Hause ist. Aber da ich ein Weib und eine harmlose Fremde bin, dürften sie mir nicht feindselig gesinnt sein. So viel aber weiß ich: unbekannte Wege fahre ich nicht wieder!“

Dann begannen sich Marthas Gedanken zu verwirren, und überwältigt von der Aufregung und der körperlichen Ermüdung schlief sie ein.

Als sie erwachte, war es heller Sonnenschein. Sie sprang auf. Aber ihr Fuß quitierte diese unvorsichtige Bewegung sofort mit einem heftigen Schmerz, so daß sich Martha wieder auf das Bett setzen mußte.

Sie sah nach ihrer Uhr: es ging auf die achte Morgenstunde. Im Hause schien sich nichts zu bewegen.

Wie kam sie weiter? Sie mußte sich jedenfalls mit den Frauen wieder in Verbindung setzen, wagte aber nicht, aufs Geratewohl die Treppe hinunterzugehen, weil sie vielleicht die Hausbewohner bei irgend einer Sache überrückt hätte, die Geheimnis für sie bleiben sollte.

Martha öffnete die Tür und setzte sich neben das Fenster, um zu warten, ob nicht jemand im Hause die Treppe heraufkommen würde.

Wohl eine halbe Stunde mußte sie harren, bis sie hörte, daß die Treppe leise knarrte, weil jemand sehr vorsichtig heraufkam.

Noch einmal befahl Martha ein starkes Herzklopfen. Aber dann erkannte sie, daß es eine der Frauen von gestern abend war, die kam, und Martha rief ihr ein freundliches „Guten Morgen!“ entgegen.

„Haben Sie gut geschlafen, Fräulein?“ fragte die Frau.

„Ausgezeichnet,“ entgegnete Martha. „Wenn ich nur wüßte, wie ich weiterkomme. Mein Fuß schmerzt mich so sehr. Kann ich nicht einen Wagen bekommen, wenn ich ihn bezahle?“

„Wir wohnen hier ganz einsam,“ sagte die Frau, „ein gutes Stück von der Landstraße entfernt. Aber es ist heute Markt in Friedland, und es fahren viele Wagen. Ich werde Sie bis zur Straße führen, und wir werden dann einen passenden Wagen anrufen, der Sie bis Friedland mitnehmen wird. Vorher aber müssen Sie Kaffee trinken, Fräulein.“

Die Frau verschwand und kehrte nach einiger Zeit mit einer großen Tasse Milchkaffee und einem Stück Schwarzbrot mit Butter zurück.

Der Kaffee war etwas bitter, aber gut, und das Frühstück schmeckte Martha ausgezeichnet.

Nach einiger Zeit kam die Frau wieder herauf und sagte: „Wenn es dem Fräulein recht ist, bringe ich Sie jetzt bis zur Landstraße.“

„Sie müssen mir erst sagen, wie viel ich Ihnen für das Nachtquartier und das Essen zu geben habe.“

„Nicht einen Pfennig,“ erklärte die Frau, „nicht einen Pfennig! Wir sind kein Wirtshaus. Wir haben Ihnen geholfen, weil Sie in Not waren, und mein Mann, der erst heute abend nach Hause kommt, würde sehr schelten, wenn er erfahren würde, ich hätte von Ihnen Geld genommen. Nein, wir sind ehrliche Leute, die sich freuen, wenn sie anderen Menschen helfen können.“

Martha stieg nicht ohne Beschwerde die Treppe hinunter und befestigte ihre Tasche wieder an dem Rade.

„Kann ich nicht der anderen Frau Adieu sagen?“ fragte Martha.

Ein Kopfschütteln war die Antwort, und es folgte die Erklärung: „Sie schläft. Sie war die ganze Nacht wach.“

Dann schritt die Frau voran, und je weiter es ging, desto beweglicher wurde das Bein Marthas, wenn es

auch immer noch schmerzte. In ungefähr zehn Minuten war die Straße erreicht, und kaum eine Minute später kam ein Marktwagen, gelenkt von einer Frau, die sich gern bereit erklärte, Martha mit samt dem Rade gegen Zahlung von einer Mark bis Friedland mitzunehmen.

Martha reichte ihrer Gastgeberin die Hand und dankte ihr nochmals herzlich für die bewiesene Gastfreundschaft. Dann bestieg sie den Wagen und nahm auf dem Kutschbock neben der Bäuerin Platz.

Die Bäuerin war neugierig, bei welcher Gelegenheit die junge Dame ihr Rad beschädigt hätte und weshalb sie hinkte.

Martha hatte keine Veranlassung, ihr die Wahrheit vorzuenthalten.

Da erklärte die Bauersfrau: „Also dort haben Sie übernachtet? Na, dann können Sie von Glück sagen, daß Sie nicht gestört worden sind. Das Haus ist ein Schmugglerneft erster Güte; das weiß man hier in der Gegend allgemein. Aber die Leute schmuggeln nach Österreich hinüber, und da wir uns hier auf preussischem Grund und Boden befinden, haben die preussischen Zollbeamten keine Veranlassung, gegen die Leute einzuschreiten. Sie hatten jedenfalls einen guten Schlaf, denn wahrscheinlich ist des Nachts viel Unruhe im Hause gewesen.“

„Ich habe gar nichts gehört!“ erklärte Martha und atmete erleichtert auf.

Friedland, 15. Juli.

Liebe Lotte!

Better Georg hat recht: es sollen einzelstehende junge Damen, selbst wenn sie Sportradlerinnen sind, nicht auf unbekanntem Wegen herumgondeln, sonst erleben sie Abenteuer, die nicht angenehm sind. Ich habe ein Abenteuer hinter mir, so komisch und so grauig, daß ich zeitlebens daran denken werde. Rechnet Du dazu ein beschädigtes Bein, dessen Wunde endlich unter der sorgfältigen Pflege der Tante und eines Arztes im Heilen begriffen ist, so wirst Du zugehen, daß ich für eine Extratour genügend bestraft bin. Ich habe deshalb auch eine ernste Ermahnung meines Veters Georg schweigend hingenommen, habe ihm versprochen, nie wieder Radtouren allein auf unbekanntem Wegen zu machen, und um ihm zu zeigen, daß es mir Ernst sei, habe ich mich — mit ihm verlobt. Du siehst, Lotte, niemand entgeht seinem Schicksale!

Mein Rad ist in Reparatur, ebenso wie mein Bein. Tante und Georg haben mir zuliebe den Aufenthalt hier verlängert. Übermorgen aber schaffen sie mich nach Breslau zu meinen Eltern, und dann wird die Verlobung offiziell bekanntgemacht. Da Du aber meine liebste und beste Freundin bist, habe ich mich veranlaßt gefühlt, Dir vorher schon von dem Ereignis Mitteilung zu machen. Nun bin ich Dir erst recht dankbar, daß Du der Tante meine postlagernde Adresse mitgeteilt hast, und daß Tante und Bräutigam auf mich in Friedland warteten. Ich wüßte sonst nicht, wie die Sache ausgegangen wäre.

Mündlich erfährst Du alles, was notwendig ist.

Deine gebesserte und verlobte

Martha.